Unter dem allsehenden Blick Gottes

Warum es das Schöne gibt: Marilynne Robinson führt mit dem Roman „Jack“ ihren Gilead-Erzählzyklus weiter und findet eine große Liebe.

Romeo und Julia auf dem Gräberfeld: Auf dem Bellefontaine Cemetery in St. Louis kommen sich Robinsons Liebende näher. Foto Mauritius

„Öffne ein Buch, und eine Stimme spricht“, hat Marilynne Robinson gesagt. Und ein Germanist hat die glückliche Wendung gefunden, dass Lesen „zu sich selbst sprechen in fremdem Namen“ heißt. Was aber, wenn diese Stimme von dem größten Sünder in Gilead kommt, dem Sohn eines presbyterianischen und Patenkind eines kongregationalistischen Pastors? Wir kennen sein Elend in Umrissen schon aus Robinsons früheren Romanen. Als Jugendlicher hat er eine Fünfzehnjährige geschwängert und sie mit dem Kind, das nur wenige Jahre alt wird, sitzen gelassen. Es folgen Diebstähle, Examensbetrug im Studium, Trunksucht, unstetes Umherziehen, Gefängnis. Er heißt Jack. Wie das neue Buch von Marilynne Robinson.

Während die heute Neunundsiebzigjährige in den USA mit Preisen überhäuft wurde, blieb sie bei uns eher unbekannt. Dabei ist Robinson eine beeindruckende Selbstdenkerin. Sanft, aber unbeirrbar erhebt sie ihre Stimme in der amerikanischen Öffentlichkeit und erinnert an Fragen, von denen wir vergessen haben, dass man sie stellen könnte. Ihr Sachbuch „Mother Country: Britain, the Welfare State, and Nuclear Pollution“ von 1989, eine Kritik an der skandalösen Politik um die Atommülldeponie Sellafield in England, hält sie selbst für ihre wichtigste Arbeit.

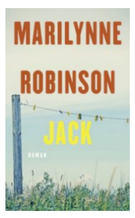
Robinsons literarisches Œuvre ist schmal, obwohl sie an der Universität von Iowa ein Vierteljahrhundert Kreatives Schreiben unterrichtet hat. Den ersten, „Housekeeping“ von 1980, hatte sie noch während ihrer Doktorarbeit über Shakespeare begonnen. Mit großem Abstand folgte „Gilead“ (2004). Seither ist die fiktive Kleinstadt dieses Namens im Mittleren Westen der Fünfzigerjahre Robinsons Spielfeld und Bühne für ihre Figuren. Ein Kaleidoskop aus Perspektiven: John Ames und James Boughton mit ihren Familien sind zwei alte angesehene Pastorenfreunde im ständigen Gespräch über ihren protestantischen Glauben („Gilead“). Eine junge obdachlose Streunerin, die den alten Ames heiratet („Lila“). Und schließlich Jack, das schwarze Schaf der Familie Boughton. In „Zuhause“ ist der verlorene Sohn dann zurückgekehrt. Aber nicht etwa, um sich mit dem sterbenden Vater zu versöhnen, sondern um einen Ort zum Leben zu finden, „ein Leben ohne Harm“, jetzt, da er selbst Vater ist. Ganz am Ende von „Zuhause“, als Jack, nach einem Selbstmordversuch, schon wieder auf und davon ist, erfährt seine Schwester, dass er eine Frau und einen Sohn hat und dass diese Frau eine Afroamerikanerin, in der Sprache der Zeit eine „Farbige“ oder „Schwarze“, ist.

In „Jack“, im Original 2020 erschienen, wird diese Beziehungsgeschichte weitererzählt. Sie erweist sich als Geschichte einer großen Liebe, die nicht gelebt werden kann. Romeo und Julia, das Debakel der Rassentrennung, Amerika in der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts. Genauer gesagt, St. Louis, Missouri, wo das Paar sich kennengelernt hat.

Nach einem peinlich verunglückten Date treffen sich beide wie zufällig ein Jahr später auf dem Friedhof Bellefontaine in St. Louis wieder. Die Tore wurden verriegelt, sie müssen nun die Nacht dort miteinander verbringen. Die Friedhofsszene ist gut achtzig Seiten lang, eine Tour de force des zueinander hingezogenen Nichtzusammenseins, in dem es überraschende Fluchtpunkte gibt: Sterne, Bücher, ein Dunkel, in dem man von sich selbst reden kann, aber keine Berührungen. Die Rede über Gelesenes überbrückt und stiftet das Begehren: die Bibel, Miltons „Verlorenes Paradies“, Shakespeares „Hamlet“ und seine Sonette, Robert Frost, Paul Lawrence Dunbar oder William Carlos Williams und W. H. Auden.

Della Miles ist eine junge kultivierte Englischlehrerin in Sumner, der ersten Highschool für Schwarze westlich des Mississippis; Jack ist ein unsteter Gelegenheitsarbeiter und irgendwie seltsamer Büchermensch, der sich in Bibliotheken wohlfühlt, Lesestoff nach Bedarf klaut, kurze Zeit sogar in einer Buchhandlung arbeitet. Im Gefängnis war er „der Professor“, er wurde sogar einmal für einen Schriftsteller gehalten, und Della denkt bei ihrer ersten Begegnung an einen Geistlichen. Da hatte er allerdings einen Beerdigungsanzug an.

Was sich zwischen den beiden Liebenden abspielt, könnte eine Komödie oder eine Tragödie werden, doch es ist keins von beiden, eher ein bisschen überirdisch. Della jedenfalls glaubt – das ist ihr besonderer Liebesblick – einer strahlend schönen Seele begegnet zu sein. Für Jack ist ihre Liebe „das Schönste, was ich in meinem Leben erlebt habe“. Diese Seelengemeinschaft steuert auf eine Familie zu, sie schließen eine Ehe ohne Trauschein. Aber im Staat Missouri können sie nicht zusammenleben, ebenso wenig wie in der homogen-weißen Community von Gilead. Dellas Vater, methodistischer Bischof in Memphis, Tennessee, vertritt unbeugsam die Segregation, das heißt die selbständige Entwicklung der afroamerikanischen Kultur ohne Einmischung der Weißen.



Marilynne Robinson: „Jack“. Roman. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2022. 383 S., geb., 26,– €.

Diese unmögliche Liebe ist zugleich Teil einer Denkaufgabe. Für gewöhnlich ändern oder entwickeln sich Figuren im Verlauf eines Romans. Anders als in seiner schrecklichen Jugendgeschichte bleibt Jack nunmehr loyal in einer Liebe, die er selbst als zerstörerisch empfindet. Della dagegen riskiert und verliert ihren Status und den Beruf, den sie liebt. Aber diese Momente sind noch nicht alles. Robinson beantwortet die Frage, ob Menschen sich ändern können, mit einer sibyllinischen Gegenfrage: „Verändern sich Menschen? Nehmen sie die Gelegenheit wahr, eine andere Seite ihres Charakters zu manifestieren? Oder nehmen sie die Gnade an, angenommen zu werden, Fehler und alles. Ich sehe das als eine offene Frage an.“ Die Bedingung der Möglichkeit von Gnade, das ist die Denkaufgabe. In dem, was den Figuren zustößt und wie sie handeln, wird davon erzählt. Jack ist unsicher bis zuletzt, was Schuld und Gnade betrifft, aber das letzte Wort des Romans ist doch *grace*, Gnade.

Marilynne Robinson ist religiös, und sie hält Predigten in ihrer Gemeinde. Dieser Roman ist aber definitiv keine Predigt und auch keine Erbauungsliteratur, sondern eine komplizierte Beziehungsgeschichte, freilich mit der Zumutung, über Liebe und Gnade lesend nachzudenken. Kompliziert auch deshalb, weil wir unablässig Jacks innere Stimme hören, der sich als Selbstbeobachter durchschaut und kommentiert: „Und wieder passierte es ihm, dass ein kostbarer Gedanke, in Worte gefasst, dahinwelkte.“ Mit dieser Paradoxie von analytischem Scharfsinn und Blindheit kann er nicht anders, als sich und die anderen unglücklich zu machen. So bildet der Roman einen ganzen Resonanzraum, in dem Erlebnisse und Handlungen oft nur beiläufig erwähnt werden, durch seine Fülle sprachlicher Register. Das stellt die Übersetzung vor große Schwierigkeiten, und selbst eine erfahrene Übersetzerin wie Uda Strätling, die alle Gilead-Romane übersetzt hat, kommt an ihre Grenzen.

Da ist einmal der Klang umgangssprachlicher Rede, für den Robinson ein außerordentliches Gespür hat. Jack sagt im Englischen: „Your voice is soft even when your're angry. That's unusual.“ Das übersetzt Strätling so: „Ihre Stimme ist selbst im Zorn milde. Das ist ungewöhnlich.“ Aber das ist Buchdeutsch, die Stimme ist weich oder sanft, „selbst wenn Sie zornig sind“. Erst die Sinneswahrnehmung, dann die Einschränkung. Am anderen Ende der Schwierigkeitenskala stehen religionsphilosophische Feinheiten des Romans, etwa der emphatische Wirklichkeitsbegriff, als das Friedhofsgespräch auf Jesus kommt. Della sagt: „I just think there has to be a Jesus, to say ‚beautiful‘ about things no one else would ever see. The precious things should be looked to, whatever becomes of the rest of it.“ Daraus wird im Deutschen: „Ich denke, es muss einen Jesus geben, sonst könnte man zu Dingen nicht ‚wunderschön‘ sagen, die sonst keiner sieht. Kostbare Dinge müssen wir hegen, was immer mit dem Rest wird.“ Nein, nicht „wir“; unter dem allsehenden Blick Gottes gibt es das unbeachtete Schöne, und Gott kümmert sich darum, weil wir Menschen es nicht tun.

Was Marilynne Robinson zu sagen hat, ist zu schade, um es zu verwässern, auch wenn man ihren Glauben nicht teilt. Man sollte die Sprach- und Gedankenkünstlerin Robinson zweisprachig drucken. So wie Lyrik? Genau so. URSULA RENNER

Aus dem Meer

Nina Polaks „Zuhause ist ein großes Wort“

Nach sieben Jahren auf See kehrt die 1986 geborene Nienke Nauta, Spitzname Skip, mit Ende zwanzig nach Amsterdam zurück. Zufällig hatte sie 2014 in Cannes die Familie Zeno getroffen, bei der sie nach dem Tod ihrer Mutter gelebt hat. Die Geschichte dieser Heimkehr und die Begegnung mit der Vergangenheit werden aus der Perspektive der Protagonistin geschildert, die der Wirklichkeit mit den Mitteln der Ironie und Koketterie begegnet. „Es ist die Unerschütterlichkeit von einem, der noch nie erschüttert wurde“, sagt Skip über Nico Zeno, den Vater der Familie. Aber genauso könnte man diesen Satz auf die junge Frau selbst beziehen, die mit ihrem ehemaligen Freund, dem Soziologen Borg, eine Affäre beginnt, obwohl der in einer Beziehung mit Geeske ist. Für Skip ist die Affäre aufregend, Schuldgefühle zeigt sie keine.

„Zuhause ist ein großes Wort“ wirkt wie ein Buch der Basisgeschichten; es handelt sich um eine Erzählung über einen Menschen, der sich über die Beziehung zu anderen Personen definiert. Die holländische Autorin Nina Polak, geboren 1986 in Haarlem, arbeitet seit 2013 als Redakteurin bei dem Internetmagazin „De Correspondent“. Die Stärke ihres Romans liegt in der psychologischen Beobachtung. Skip versucht, hinter die Fassaden ihrer Mitmenschen zu schauen. Was ihr an anderen Personen auffällt, hat manchmal entlarvenden Charakter, zeugt auch von Neid und Missgunst der Protagonistin. Diesen kritischen Blick, mit dem sie ihr näheres Umfeld betrachtet, richtet sie aber ebenfalls auf sich. Sie erscheint selbstverliebt und unsicher.

Die Schwäche des Romans liegt just darin, dass die Handlung nur als Vorwand dient, um die Psychologie der Icherzählerin aufzuschlüsseln. Zentral in der Perspektive auf Skips Seele ist der Bindungsaspekt. Eingebaut in den Roman ist ein literarischer Text von Borg mit dem Titel „Unschuldig – Eine Liebesgeschichte“, den Skip vom Rechner ihres Freundes entwendet und der ihr Verhältnis aus der Perspektive des Mannes beleuchtet. Die Frage nach der Bindungsfähigkeit der Protagonistin steht in Beziehung zum Titel des Buchs: „Zuhause ist ein großes Wort“. Am Schluss des Romans hat Skip Amsterdam wieder verlassen und sich fürs Leben auf See entschieden. Davor hat sie mit Medikamenten die Schwangerschaft beendet, die durch das Verhältnis mit Borg entstanden ist. Die Flucht auf das Meer ist auch ein Rückzug aus den modernen Mitteln der Kommunikation.

Nina Polak hat Teile des Textes als Whatsapp-Gespräche gestaltet. Dabei handelt es sich um Dialoge zwischen Skip und dem ungefähr zehn Jahre jüngeren Juda Zeno, den sie als Kind kennengelernt hat im Rahmen ihrer Segelkurse. Er gehört zu einer Gruppe von jungen Menschen, die sich für virtuelle Realitäten begeistert, die Ausbeutung der Dritten Welt anprangert, sich für Nachhaltigkeit einsetzt und Ungerechtigkeiten bekämpft. Diese Generation hat ihre eigene Sprache, die Skip zum Teil fremd ist. Sie fühlt sich alt, aber diese Gedanken wirken eher kokett. Denn Skip erscheint als junge attraktive Frau, die gesellschaftlich integriert ist, Freunde besitzt und keine Schwierigkeiten hat, Anschluss zu finden. Ihre Isolation, die Abkehr von den Menschen, ist selbst gewählt. Sie ist ohne Vater aufgewachsen, in einem sozial schwachen Bereich von Amsterdam, ihre Oma lebte in einer ländlichen Gegend, die Mutter starb früh an Krebs. Die Erfahrungen des Verlusts sind vermutlich Auslöser ihrer Unruhe. Ihr Spitzname Skip weist einerseits auf die Tätigkeit bei der Schifffahrt, anderseits auf ihr sprunghaftes Verhalten hin.

Nina Polaks Interesse an den Themen Bindung und Beziehung ist an einigen Stellen anschaulich umgesetzt. Das Buch hat aber einen eher episodischen Charakter, die lange Form erweist sich als Konstrukt. Es wäre vorstellbar, dass die Autorin in einer Kolumne oder Reportage einer Zeitung oder Zeitschrift über Beziehungen schreibt, eigene Erfahrungen schildert oder sich auf die Erlebnisse anderer Menschen bezieht – Polaks psychologische Neugierde ist unabhängig von der literarischen Form der Erzählung. Roman aber „ist ein großes Wort“ für den Versuch von Nina Polak. THOMAS COMBRINK

Nina Polak: „Zuhause ist ein großes Wort“. Roman. Aus dem Niederländischen von Stefanie Ochel. Mareverlag, Hamburg 2023. 272 S., geb., 23,– €.

Gute Erzeuger im Sinne des Ausleseprinzips

Dorothee Schmitz-Köster entwirft eine Typologie der Männer, deren Kinder in Lebensborn-Heimen der SS zur Welt kamen

Ein Mädchen, vielleicht zwei Jahre alt, auf dem Arm ihres Vaters. Die Schwarz-Weiß-Abbildung auf dem neuen Lebensborn-Buch der Berliner Autorin Dorothee Schmitz-Köster wäre recht unscheinbar, trüge der Mann auf dem Foto nicht eine SS-Uniform.

Bei dem Fünfzigjährigen handelt sich um den „Höheren SS- und Polizeiführer“ Otto Winkelmann, Jahrgang 1894, der im letzten Kriegsjahr in Ungarn an der Deportation und Ermordung der jüdischen Bevölkerung beteiligt war. Das Mädchen auf seinem Arm war nicht seine leibliche Tochter, sondern ein Pflegekind, das Winkelmann und seine Frau im Februar 1944 aus dem Lebensborn-Heim „Sonnenwiese“ im sächsischen Kohren-Sahlis geholt hatten und nach Kriegsende adoptierten. Die Tochter erinnert sich später im Interview mit der Autorin an einen liebevollen Vater, der alles für sie getan habe.

Schmitz-Köster hat sich bereits in früheren Büchern mit dem Lebensborn beschäftigt. 1997 veröffentlichte sie eine Alltagsstudie, in deren Mittelpunkt das Heim „Haus Friesland“ unweit von Bremen stand. Fünfzehn Jahre später folgte ein Buch mit neunzehn Porträts von Lebensborn-Kindern („Lebenslang Lebensborn“). Aus den dafür geführten Interviews schöpft die Autorin auch in ihrem Buch über deren Erzeuger, das, nach eigener Aussage, aus „Empörung über diese Männer“ entstand. Mit den Vätern selbst konnten keine Interviews (mehr) geführt werden.

79 dieser „Täter-Väter“ stellt Schmitz-Köster in ihrem Buch vor. Sie allen haben gemeinsam, dass ihre Kinder in Heimen des Lebensborn-Vereins zur Welt kamen, einer SS-Organisation, die Heinrich Himmler 1935 mit dem Ziel gegründet hatte, nicht nur verschleppte Kinder aus dem besetzten Europa, die den NS-Rassevorstellungen entsprachen, „einzudeutschen“, sondern auch die Geburtenrate „arischen“ Nachwuchses zu erhöhen. Mögliche Abtreibungen sollten verhindert werden, indem man werdenden Müttern durch eine Aufnahme in den Heimen beste Geburts- und Pflegebedingungen für die ersten Lebenstage, -monate oder gar -jahre bot.

Dorothee Schmitz-Köster: „Unbrauchbare Väter“. Über Muster-Männer, Seitenspringer und flüchtende Erzeuger im Lebensborn. Wallstein Verlag, Göttingen 2022. 160 S., Abb., geb., 24,– €.

Im August 1942 hatte sich Himmler mit einem „Zeugungsbefehl“ an seine Männer gewandt, die vor allem die kriegsbedingten Menschenverluste ausgleichen sollten: „Eure Pflicht ist es, so rasch wie möglich durch Zeugung und Geburt von Kindern guten Blutes dafür zu sorgen, dass ihr nicht mehr letzte Söhne seid.“ Und schon 1940 umriss er die Rolle des Lebensborn-Vereins bei dieser Aufgabe mit der „Sorge für alle während des Krieges von SS-Männern erzeugten Kinder guten Blutes [...] sowie für die werdenden Mütter [...] in allen Fällen, in denen Not und Bedrängnis vorhanden sind“.

Himmler ließ einen Fragebogen entwerfen, der im Gutachtenstil bewertet, wie wertvoll Vater, Mutter, Kind für die Volksgemeinschaft sind, und unter anderem fragt: „Besteht nach der Veranlagung und Beurteilung der Kindeseltern und des Kindes begründete Aussicht, daß aus dem Kind ein besonders wertvoller Mensch wird im Sinne des Ausleseprinzips der Schutzstaffeln?“

So fungierten die elf Lebensborn-Heime im „Großdeutschen Reich“ (die dreizehn Heime in den besetzten Ländern Norwegen, Frankreich, Belgien und Luxemburg spielen im Buch keine Rolle) als Geburtshäuser für die Ehefrauen oder Geliebten vor allem von Mitgliedern der SS, der Polizei, der Wehrmacht, aber auch von Angehörigen akademischer Berufe, höherer Beamter, Landwirte oder Handwerker, sofern sie die rassebiologischen Aufnahmekriterien erfüllten.

Im Mittelpunkt des Bandes steht der Entwurf einer Typologie dieser Lebensborn-Väter anhand von Fallbeispielen, die die Autorin aus Quellen in verschiedenen Archiven, darunter im Bundesarchiv und in den Arolsen Archives, ausfindig gemacht hat. Die meisten der Männer waren um die dreißig Jahre alt und kamen aus Mittelschichtfamilien. Als Motive für die Wahl der Lebensborn-Heime als Geburtsort macht die Autorin „die gute Versorgung und den geschützten Ort für Mutter und Kind“ aus. Schutz boten die ländlichen, naturnahen Heime nicht nur vor den Bomben, die auf die deutschen Städte fielen, sondern auch vor dem Makel einer außerehelichen Affäre und eines unehelich geborenen Kindes. Denn eine Geburt in einem der Heime garantierte Vater und Mutter Anonymität. Wenn nötig, konnte selbst die Geburt der Kinder monatelang verheimlicht werden, indem sie mit ihren Müttern in den Lebensborn-Heimen „untertauchten“.

Denn trotz der pronatalistischen NS-Ideologie verharrte auch die Gesellschaft im „Dritten Reich“ bei den tradierten christlich geprägten Familien- und Rollenbildern. So galt das uneheliche Kind weiter als „Schande“ und Grund zur Scham. Und es blieb auch im Nationalsozialismus bei der hergebrachten bürgerlichen Moral, wonach ein verheirateter Mann eine Geliebte und mir ihr ein Kind haben konnte, solange dies geheim blieb, die Ehe nicht darunter litt und nach außen das Bild einer intakten, harmonischen Familie keine Risse bekam. Der Vater hatte ohnehin die Rolle des im familiären Alltag zumeist abwesenden Ernährers auszufüllen.

Auch nach Kriegsende blieben die meisten Lebensborn-Väter dem Familienleben fern. Als Täter tauchten sie unter, standen vor Gericht, saßen inhaftiert in Lagern und Gefängnissen. Selbst wenn sie später freikamen, lebten sie nur in wenigen Fällen mit ihren Familien zusammen. Oft wurden sie zu ideologisch unverbesserlichen Einzelgängern mit einer Neigung zu Suchtverhalten.

Besonders bedrückend lesen sich die von Schmitz-Köster aufgelisteten Beispiele, in denen Kinder ihre Väter nie kennenlernten, oder die Fälle, in denen die in Lebensborn-Heimen Neugeborenen nicht den NS-Rassevorstellungen entsprachen, weil sie etwa mit Gendefekten zur Welt kamen. Sie mussten die Lebensbornheime verlassen und wurden in Euthanasieanstalten gebracht. RENÉ SCHLOTT

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt. Alle Rechte vorbehalten. Zur Verfügung gestellt vom Frankfurter Allgemeine Archiv